

Vom 23.–25. Februar 2007 trafen sich rund 60 Teilnehmer zur 19. Überdiözesanen Fachtagung Neue Geistliche Lieder (NGL). Unter der bewährten Tagungsmoderation von Dr. Peter Hahnen von der Arbeitsstelle für Jugendseelsorge der Deutschen Bischofskonferenz, Düsseldorf, ging es im Liudger-Haus zu Münster/Westfalen um das Thema „... sei ein Fest – das NGL als Medium menschenfreundlicher Liturgie“.

Was eine menschenfreundliche Liturgie ist, behandelte der Studienteil der Tagung, zu dem Weihbischof Timmerevers, Münster/Vechta, die Pfarrer Dr. Kleymann und Dr. Rau, beide Münster, und Gerlinde Kersting, ein engagiertes Mitglied in der Gemeinde Münster-Angelmodde, über kurze Statements ebenso grundlegende wie auch pragmatische Aspekte beisteuerten. Es zeigte sich, dass nicht nur „NGL“ zu menschenfreundlicher Liturgie beitragen, sondern dafür sämtliche die Liturgie beeinflussenden Aspekte kooperativ zusammenwirken müssen. Und von da her ergeben sich, wie der Liturgiewissenschaftler Stefan Rau zusammenfasste, für ältere wie für Neue Geistliche Lieder die entsprechenden, z.T. auch unbequemen Fragen: An wen – wer wird angesprochen (Gott, Maria, Politiker...)? Was – ist die Textgestalt? Wo – wird dieses Lied verwendet? Durch wen – wird das Lied gesungen (Band, Gemeinde...)? Von wem – wird ein Lied getextet/komponiert (Motivation, Spiritualität...)? Wozu – soll das Lied dienen (fragen, bekennen...)? Für wen – ist das Lied gedacht (Alter, Milieu...)? Wann – ist der Anlass (Wiederholbarkeit, Abnutzung...)?

Das Tagungsplenum setzte diese Fragen tatkräftig um und beleuchtete wie bereits in den zurückliegenden Jahren die in Münster zu einem neuerlichen „Reader“ zusammengetragenen ca. 60 neuen Lieder selbstkritisch, aber auch motivierend. Neues aus allen Regionen der deutschen Diözesen (dazu auch aus den Niederlanden) reflektierte man textlich wie musikalisch und, vor allem, hinsichtlich der gegenseitigen Beziehungen Text/Musik. Ein kleiner Ausstellungsbereich informierte über neue Editionen (Liedbücher, CDs usw.).

Im Bemühen um eine menschenfreundliche Liturgie nicht nachzulassen – dazu ermutigte auch Weihbischof Timmerevers mit Nachdruck!
Matthias Kreuels

Zurück zum Hochaltar?

Zwischenruf eines Kunsthistorikers

Ein Kunsthistoriker, der über süddeutschen Altarbau im 18. Jahrhundert promoviert hat und sich als Leiter eines kirchlichen Museums über 30 Jahre für zeitgenössische und historische Kunst und für Aus- und Fortbildung katholischer Theologen in Kunstfragen engagiert hat, wird eingeladen, über eine Meldung zu schreiben. Der Kunsthistoriker ist ein Mann der Oberfläche; er sieht und bewertet nur das Sichtbare, nicht das Gemeinte, das Aussehen, nicht die Absicht. Mit seinem professionell geschärften Blick ärgert er sich lebenslang über seine Kirche, weil sie das Schauen nicht ernst genug nimmt, auf dem Feld des Visuellen nicht professionell agiert. Er ärgert sich über eine Liturgie als *ars celebrantis*, die von Texten und der Aktion des Altardienstes aus konzipiert ist, aber nicht Maß nimmt am Bild, das der Raum und die liturgische Feier im Raum dem Gottesdienstbesucher bieten. Er müsste sich eigentlich freuen, wenn der Erzbischof von Wien fordert, dass in der Rochuskirche in Wien seit Beginn des Kirchenjahres am Hochaltar vom Volk abgewandt zelebriert werden muss. Denn dann erfüllt sich wieder das alte seit Gotik und Barock intendierte Raumbild.

Was sehen die Mitfeiernden?

Aber was sieht er? Der Priester erhebt seine Hände, erhebt Kelch und Hostie zu den Bildern der heiligen Rochus und Sebastian. Der Weihrauch steigt auf zu den Bildern der Heiligen. Werden diese dann nicht wieder zu *Abgöttern*, wie Martin Luther sie 1524 genannt hat? Wird die Wandlung dann wieder zum Hin- und Herwandern auf der dritten Stufe einer bis zum Gewölbe reichenden Bilderwand, in diesem Fall gestiftet von Kaiser Leopold nach einer Pestepidemie 1689?

Wenn der Zelebrant von den Mitfeiernden abgewandt das über Mikrofon, Verstärker und Lautsprecher hörbare Hochgebet an Gott richtet, wird zwar das Richtige gehört, aber das Falsche, nämlich Bilderdienst, gesehen. Dass Worte, die hörbar sein sollen, von den Hörern abgewandt gesprochen und dann über Mikrofon und Lautsprecher technisch hörbar gemacht werden, ist *widersinnig*. Es widerspricht unserer Sinnesausstattung, bei der Ohren und Augen nach vorne gleichgerichtet sind. Schon wenige Wochen nach seiner Geburt wendet das Kind seine Augen, seinen Kopf in die Richtung, aus der ein Laut kommt. Dass wir den Sprecher sehen wollen und zwar nicht von hinten, liegt in unserer Natur. Wenn man aber das Mikrofon ausschaltet und die Worte wieder unhörbar macht, dann werden aus den Einsetzungsworten wieder geheimnisvolle Zaubersprüche: zurück zum Hokus Pokus.

Der Erzbischof von Wien, Kardinal Schönborn, hat die verschiedenen Soll-Vorschriften in der Allgemeinen Einführung zum Messbuch durch eine Altarsatzung für sein Erzbistum geklärt und verschärft. Er fordert feststehende Steinaltäre für die Feier der Gemeindemesse und duldet keine provisorischen Volksaltäre mehr. Im engen Chorraum der Wiener Rochuskirche konnte vor dem mächtigen Hochaltar kein glaubwürdiger Steinaltar erbaut werden. Der Kunsthistoriker möchte für solche Fälle raten, zum frühchristlich römischen Brauch zurückzukehren und den Tisch der Eucharistiefeier nach Ende des Wortgottesdienstes feierlich einzutragen und zu bereiten. Er ärgert sich schon lange, dass die Mesner meinen, der Altar müsste fertig geschmückt mit brennenden Kerzen dastehen, bevor die Gemeinde kommt. Nein, das Bereiten des Altares sollte Teil des Gottesdienstes sein und abgeschlossen werden durch die Inzens nach dem Altarkuss des Priesters. Aber diese Idee liegt weit ab von Praxis und römischer Vorschrift. Aber aus seiner Kenntnis der Kirchengeschichte möchte der Kunsthistoriker daran erinnern, dass Steinaltäre in unseren Kirchen erst üblich wurden, als man den Tisch des Mahles über Märtyrergräbern errichtete. Wegen der Reliquien haben wir Steinaltäre, die auf Christus bezogene Steinsymbolik ist eine nachträgliche Allegorisierung. Darum hat das Material des Altars eine geringere Bedeutung als seine Form und seine Wirkung im Raum. In der Hierarchie der Wahrheiten steht das glaubwürdig einladende Gedächtnis des Abendmahls an erster Stelle. Dafür eignen sich unsere Kirchen nur bedingt, weil sie mehr für das Chorgebet (z. B. die Zisterzienserkirchen), mehr für die Predigt (z. B. die Bettelordenskirchen) oder für eine möglichst große Zahl von Privatmessen (unsere Kathedralen und Stadtpfarrkirchen) erbaut wurden. Die Rückkehr zur Gemeindemesse (mit der Erlaubnis der Konzelebration) ist demgegenüber ein Paradigmenwechsel, der in seiner Radikalität noch lange nicht allen klar ist.

Aber wir dürfen diesem Paradigmenwechsel nicht unsere alten Kirchen opfern, nicht nur weil sie Teil unseres nationalen oder internationalen kulturellen Erbes sind, weil die Staatliche Denkmalpflege Einwände erhebt, sondern weil unsere

alten Kirchen Gottesbilder implizieren, die vielleicht richtiger und für kommende Generationen wichtiger sind als das (oder die) unseren. Darum muss der Gedanke der Reversibilität, Grundforderung jeder Restaurierung, unser Anliegen sein und nicht nur lästige Vorschrift von Seiten des Staates. Dies allein spricht schon gegen das unbewegliche Material Stein für unsere neuen Altäre. Aber selbstverständlich dürfen unsere Altäre auch keine Provisorien sein, keine Konzilskisten, wie sie immer noch in einigen Kirchen seit 1963 stehen.

In historischen Bauten der heutigen Ordnung gemäß feiern

Ohne nun Detailempfehlungen zu geben, die immer nur vor Ort, im Angesicht des Raumbildes möglich sind, möchte er an zwei Grundtatsachen des abendländischen Kirchenbaus erinnern: Symmetrie und Mittelachse.

Unsere Körper sind, wie die der meisten Lebewesen, symmetrisch gebaut, auch wenn die inneren Organe und die Fähigkeiten asymmetrisch verteilt sind. Darum empfinden wir die axiale Symmetrie (im Gegensatz zur radialen der Seeigel und vieler Pflanzen) als uns angemessen und schön. Tempel und Paläste wurden deshalb seit alters axial symmetrisch angelegt, auch unsere Kirchen. Nur Annexbauten wie Kreuzgang oder Sakristei wurden asymmetrisch angefügt, aber im Barock, dem großen Zeitalter der Symmetrie, wurden sogar die Klöster und ihre Wirtschaftshöfe symmetrisch um die Kirchen angelegt. Die Liturgiereform hat diese Symmetrie aufgegeben durch die Abschaffung der beiden Leviten, die durch einen Diakon, der seitlich neben dem Zelebranten steht, ersetzt wurden und durch die Einführung des Ambo, der in der Regel neben der Mittelachse steht. In den meisten alten Kirchen bemüht man sich mit Blumengebinden auf einem entsprechenden Platz gegenüber, die Symmetrie wieder herzustellen.

Die Mittelachse in unseren Kirchen ist, wie unser Blick, nach vorn gerichtet. Diese Richtung nach vorn verstärkte sich in der karolingischen Architektur. Während in der byzantinischen Kuppelkirche der Blick nach oben und ins Runde, Weite, geführt wurde, sind in Westeuropa die Kirchen schmal und hoch geworden, den Blick nach vorne und oben reißend zum Gott in der Höhe, im Licht. Die Apsis verlor ihre Bedeutung des sammelnden Schlusses und wurde in der Gotik aufgegeben. Auf den einen, seit 800 im Westen auf die vielen Altäre, wurden Reliquiare gesetzt, seit 1300 Bilder, die sich im 15. Jahrhundert zu großen Bilderwänden (Retabeln) aufbauten. Auf diese Bilderordnungen ist der Name Altar übergegangen: Wer heute Isenheimer Altar sagt, meint die Bilder im Museum von Colmar, die früher einmal auf einem Altar in Isenheim gestanden haben. Die Bildmacht dieser Altäre erweckt Nostalgie. Wir wollen nicht eingestehen, dass nach christlichem Verständnis der Altar nur ein Tisch ist, nur der Tisch wurde geweiht, nie die Bilder dahinter.

Nun sind aber unsere Kirchen seit dem 12. Jahrhundert auf die Diaphanie der Glasgemälde und seit dem 15. Jahrhundert auf die Choraltäre hin ausgerichtet. Diese Ausrichtung folgt theologisch durchdachten, künstlerisch ausgewogenen Vorstellungen von Schöpfung und Erlösung, von Mensch und Gott. In diese Raumbilder und ihre theologisch ausgerichteten Achsen kann man sich nicht einfach mitten hineinsetzen, den Priester- oder Bischofssitz zum Raumziel erheben. Wir haben diese Räume ererbt von unseren Vorfahren im Glauben, wir müssen sie weitergeben, unbeschädigt. Deshalb ist ein liturgisches Provisorium, das im ästhetischen Anspruch nicht hinter dem Raum zurückbleibt, einem irreversiblen baulichen Eingriff vorzuziehen.

Die Liturgie von heute am alten Hochaltar ist widersinnig. In der barocken Liturgie geschah alles für das Volk, nichts durch das Volk. Ihm wurde vorne die Liturgie vorgeführt, von hinten wurde es besungen, von oben gepredigt, aber es blieb untätig stumm, in seinen Bänken festgenagelt bis zum *Ite missa est*. Die Nähe der Liturgie Pius V. zum entstehenden Absolutismus ist augenfällig. Die tätige Teilnahme der Gläubigen an der Feier dagegen entspricht dem Mündigwerden der Christen und dem Gemeinschaftscharakter des von Jesus gestifteten Gedächtnisses. Unsere als Feier der Gemeinde wieder gewonnene Liturgie widerspricht den in historischen Bauten vorgegebenen Raumzielen. Darum muss sie sich kultiviert einfügen. Eine Rückkehr zum lateinischen Messbuch von 1570 wäre neubarock, kraftlose Flucht vor der eigenen Zeit in eine vermeintlich bessere Vergangenheit.

Zum Hochaltar als Stätte der Zelebration führt kein Weg zurück, als ererbter und oft großartiger Raumschluss aber ist er zu erhalten. Er wird von den Gläubigen während der aktuellen Feier gesehen und gibt dem liturgischen Geschehen Tiefe und Würde.

Das Geschehen vor ihm aber muss seinem ästhetischen Anspruch angemessen sein in Gerät, Gewand und Bewegung, sonst verraten wir die Kirche als eine kulturell heruntergekommene Restgemeinschaft.

Peter B. Steiner

Ambo – Ort auch des Vorbeters

Nach liturgischer Tradition ist der Ambo ein herausgehobener „Ort“ (*locus*, nicht: *pluteus*, „Pult“), aber, im Unterschied zum Altartisch, ist er nicht geheiligt. Sein erster Zweck war seit jeher, dem gläubigen Volk ein Wort, sozusagen handgreiflich, nahe zu bringen, das der Lektoren, der Sänger, des Predigers, aber auch Hinweise des Diakons zum rechten Betragen oder zu erwünschter Fürbitte. Selbst Politisches wurde zeitweise vom kirchlichen Ambo aus den Betroffenen mitgeteilt. Insofern stellen die in gd 5/07 angeführten Dokumente (PEML, Nr. 33, und AEM 2002, Nr. 309) eine traditionstreue und sachgerechte Regelung dar, die keiner Verschärfung bedarf: Auf dem Ambo dürfen ohne Bedenken auch „die Anliegen des Allgemeinen Gebets“ vorgetragen werden. Für den Fall, dass diese „Anliegen“ selbst als Gebet formuliert sind, soll, so die Anregung der gd-Redaktion, der Vorbeter sich dem Altar oder einem (?) Kreuz zuwenden, gegebenenfalls also dem Volk Rücken oder Seite zukehren. In der vielleicht übersehenen Konsequenz würde dies bedeuten, dass erst recht das größte Gebet, das man auf dem Ambo vorträgt, nämlich das Osterlob Exsultet, in eben derselben Weise, nicht mit dem Gesicht zur Gemeinde, zu singen wäre. Und wenn dieser Text, warum dann nicht, wie vor der Liturgiereform, selbst die Schriftlesungen? Denn auch sie sind als Gotteslob gemeint und nicht nur „Bibelinfos“ für Laienchristen. Ich meine: Bevor wir uns neue, sicher gut gemeinte Zusatzvorschriften oder Richtlinien gehörigen liturgischen Betragens ausdenken, sollten wir uns um das nicht Wenige kümmern, was an Wichtigem der Liturgiereform noch unzulänglich oder gar nicht in unseren Gemeinden angekommen ist. In unserem Zusammenhang: Wo vorgesehene Lesungen aus Gottes Wort bedenkenlos gestrichen, wo der Antwortpsalm, biblische Verkündigung und „geschenkte Antwort“ zugleich, nicht oder nur selten erklingt, bilden der Abzug des Vorbeters vom Ambo und seine fallweise Abwendung von den Mitbetern schwerlich gleichwertigen Ersatz.

Heinzgerd Brakmann

Hinweis der Redaktion: Wünschenswert ist sicher Beides: Gottes Wort in seiner Fülle zu verkünden und ihm einen eigenen Ort im Raum zu geben. Ein viertes Mikrofon erlaubt es, zwischen Gottes Wort und Menschenwort zu unterscheiden.